

Dankeswort nach der Verleihung des
Herbert-Haag-Preises 21.3.2010 in Luzern
Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Universität Tübingen)

Dies ist für mich eine besonders bewegende Stunde. Zum einen, weil ich erstmals einen Preis entgegen nehmen durfte, der meine in den vergangenen drei Jahrzehnten entstandenen wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten auf dem Grenzgebiet von Theologie und Literatur würdigt. Das ist für mich eine Ehre und Freude. Dafür danke ich dem Vorstand der Herbert Haag Stiftung von Herzen. Und ich danke Frau Prof. Magda Motte für die eindrückliche und kenntnisreiche Laudatio.

Besonders bewegend aber auch, weil ich in dieser Stunde zwei Personen besonders zu gedenken habe, die für meinen Weg wichtig wurden und – die Fügung will es so – auch dieser Feierstunde ihre Prägung geben. Prof. *Herbert Haag*, den Stifter der Preise, habe ich während meines Studiums in Tübingen zwischen den Jahren 1969 und 1972 im Alten Testament hören können. Eine unverwechselbare Persönlichkeit in Stil und Inhalt. Seine damals mutigen Schriften haben mich schon als Student brennend interessiert: vor allem die zum Verhältnis von biblischem Schöpfungsglauben und naturwissenschaftlicher Evolutionslehre und zur ideologiekritischen Aufarbeitung der fatalen Missbrauchsgeschichte des Teuflichen in Kirche und Gesellschaft. Später kamen seine kirchenkritischen und kirchenreformerischen Bücher hinzu. Alles Signale einer „eingreifenden Exegese“, die um der biblisch bezeugten Wahrheit und der Zukunftsfähigkeit der Kirche willen einem Streit mit den Traditionsbewahrern in der Kirche nicht aus dem Weg ging und die Glaubensfragen nicht den Dogmatikern überlies. In seinem Namen ausgezeichnet zu werden, bedeutet mir viel.

Prof. *Hans Küng* war für vieles, auch für meinen Weg zu „Theologie und Literatur“ weichenstellend. Wie könnte ich dies bei einer Feier wie dieser verschweigen, die er als Präsident der Haag-Stiftung eröffnet hat? Ich werde mich stets in Dankbarkeit daran erinnern. Unvergessen sind insbesondere die Anfänge: Im SS 1970, vierzig Jahre ist das nun her, nehme ich an einem Küng-Seminar zum Thema „Neuere Jesusbücher“ teil. Küng ist mit anderen damals auf der Suche nach dem ursprünglich, dem authentisch Christlichen. Angesichts einer sklerotischen Versteinerung neuscholastischer Dogmatik und einer Übermoralisierung durch die

kirchlichen Institutionen ist die Neuentdeckung der Figur des geschichtlichen Jesus für ihn und uns Studierende nichts weniger als ein aufregender Such- und Befreiungsprozess. In diesen Prozess bezieht Küng überraschend auch Dokumente der säkularen Kultur mit ein: zwei 1970 geschriebene Jesus-Romane. Sie sind literarisch aus heutiger Sicht kaum von Bedeutung. Aber für mich von Bedeutung wurde: Plötzlich haben auch die Schriftsteller eine Stimme – in einem theologischen Seminar. Ihre autonome Wahrheitssuche wird respektiert. Man lässt sie ausreden, fällt ihnen theologisch nicht gleich ins Wort., redet ihnen aber auch nicht einfach nach dem Mund. Das hat mir Eindruck gemacht und den Stil meines Umgangs mit den Schriftstellern geprägt. Ich spürte: Hier macht jemand ernst mit der Tatsache, dass man für eine **Authentifizierung des Christlichen** heute auch den Dialog mit der Kultur braucht. Nach dem Examen von Küng zu einer Doktorarbeit ermutigt, höre ich noch heute sein Wort: „Wir haben doch im Seminar Jesus-Romane behandelt und festgestellt: zur Jesus-Figur in der deutschsprachigen Literatur nach 1945 gibt es keine richtige Untersuchung. Sie sind doch auch Literaturwissenschaftler. Würde Sie das nicht reizen?“ Ich hatte mein Thema und neben Hans Küng in Walter Jens einen akademischen Begleiter, der als Schriftsteller und Literaturwissenschaftler meine Promotion förderte. So fing alles an: mit dem Buch „Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“, erschienen 1978. Und daraus hat sich – ungeahnt – ein Lebenswerk entwickelt.

Was bedeutet mir Literatur und literarische Existenz gerade auch für meine Aufgabe als Theologe? Viele Gedanken schießen mir durch den Kopf., aber ich muss mich kurz fassen. Die **Unterschiede** gilt es zu sehen. Die grundsätzlich anderen Loyalitäten sind nicht zu überspielen. Ich werde nie vergessen, was ich in dieser Hinsicht bei *Kurt Marti* lernte, der die Spannungen von theologischer und literarischer Existenz wie nur wenige in unserer Zeit erkannte und kreativ zu gestalten wusste (an ihn, dessen Werk mir lieb geworden ist, denke ich besonders gern auf Schweizer Boden): der Theologe, die Theologin sitzt grundsätzlich immer vor einem schon beschriebenen Blatt Papier, er/sie hat ein schon geschriebenes und überliefertes Wort auslegen, loyal einer Botschaft, deren Subjekt man nicht selber ist. Der Schriftsteller sitzt jeden Tag – um im Bild zu bleiben - neu vor einem leeren Blatt muss je neu, möglichst originell das Wort erst kreieren., deren Subjekt er allein ist. Aber gerade das hat mich stets aufs Neue an Literatur fasziniert: die durch

Schreiben in Freiheit ermöglichte **Authentizität der eigenen Wahrheitssuche**, unbekümmert darum, ob es politisch bequem ist, gesellschaftlich willkommen oder kirchlich erwünscht. Denn auch die Auslegung und Anwendung einer gegebenen Botschaft bedarf der Authentizität. Es bin ja **ich** , der hinzustehen hat.

Eine eigene **unverwechselbare Sprache** finden und sich nicht verstecken hinter geliehenen Autoritäten; die Wahrheit in Wahrhaftigkeit sagen können: Vertuschungen aufdecken, Verdrängtes wieder holen, Interessenkartelle sichtbar machen, den Tätern und Opfern von Verbrechen in Kirche und Gesellschaft Gesichter geben, Namen, Biographien: das ist mir wichtig geworden in Auseinandersetzung mit der Literatur. Komplexität gewinnen über Zusammenhänge wider die „schrecklichen Vereinfacher“, Vielperspektivität dort, wo Propaganda-Sprache und ideologische Verblendung nur eine Lesart zulässt.: dafür brauche ich Literatur mit ihrer Fähigkeit zur **sinnlichen Anschaulichkeit**. Darin besteht ja die Unverwechselbarkeit von Literatur gegenüber allen anderen Medien der Zeitgestaltung: Wissenschaft, Politik, Wirtschaft. Unverwechselbar ist sie ein **Gedächtnisspeicher der Menschheit**: Ort schonungsloser Wahrnehmung eines verfehlten oder gescheiterten Lebens und Ort des Entwurfs von gelungenem, gewonnenem Leben. Literatur wurde so für mich im Laufe der Jahre ein immer unverzichtbareres Organ formgewordener, sinnlich-konkreter Aufklärung, ist sie doch die unaufdringlichste und zugleich unerbittlichste Weise, uns Menschen dabei zuzusehen, was uns aus geworden ist und was aus uns werden könnte.

Ein zweites kommt hinzu:. Vor allem Inhaltlichen und Stofflichen abgesehen verdanke ich der Literatur die **Liebe zur Sprache** und das Glück über eine **gelungene Form**. Damit meine ich nicht nur formal stimmige Gedichte, die auswendig zu können Momente meines Glück sind. Heines „Romanzero“, Rilkes „Neue Gedichte“, Brechts „Svendborger Gedichte“ oder „Bukower Elegien“ , Gottfried Benns „Statische Gedichte“: welch ein Gewinn an Sprache und Lebens-Weisheit, drängt doch, wie Brecht einmal sagte, alle Kunst zur größten aller Künste: der Lebenskunst.. Stimmige Formen aber kennen auch die enigmatischen Gedichte Paul Celans: seine durch die Shoa-Erfahrung versehrten Sprachexperimente an der Grenze zum Verstummen. Nur wenige Gedichtbände in meinem Leben haben mich so beschäftigt wie Celans „Niemandrose“ (1963), auch für eine glaubwürdiges

Sprechen von Gott nach der Katastrophe der Shoa.

Grundsätzlicher gesagt: Was Sensibilität für Zeit-Brüche und Sensibilität für eine ihnen angemessene Sprache bedeutet, das konnte ich bei den Poeten lernen: **Sprachgewissen**. Theologen sollten Menschen sein mit einem Gewissen *im Ohr*. Ein federnden Satz, ein treffendes Wort, eine präzise Metapher, ein durchkomponierter Abschnitt, ein funkelnder Dialog: das alles „entsteht“ nicht, es kann „gemacht“ werden, wenn man nichts mehr verachtet als dies: Sprachsklerose, Sprachvernebelung oder Sprachverfettung.. Es gibt somit ein *Ethos der Verantwortung für Sprache*. Und diejenigen, die dem bezeugten „Wort“ und der Auslegung der „Schrift“ verpflichtet sind, hätten bei den Wort-Künstlern und Schriftstellern in die Sprachschule zu gehen, bevor sie reden und auslegen. Dann vielleicht würden auch sie mehr von den Schriftstellern ernst genommen. Der Dialog „Theologie und Literatur“ ist noch allzu asymmetrisch.

Die Verantwortung des Schriftstellers aber reicht über den eigenen Sprach- Horizont heraus. Es geht unter den Bedingungen einer immer stärker vernetzen Weltgesellschaft um mehr als die eigene Nation oder Kultur. Früher als in andere haben die Schriftsteller international und global gedacht: Herder edierte „Poesie der Völker“, Goethe sprach von „Weltliteratur“, Friedrich Rückerts, das größte Sprachengenie unter den deutschen Dichtern, von „Weltpoesie als Weltversöhnung“. Je mehr ich selber – angestoßen durch die Arbeiten von Hans Küng -. eine Theologie im Horizont der Weltreligionen entdeckte , desto mehr interessierte mich die Rückfrage nach **Modellen interreligiöser Kommunikation** im Raum der Literatur. Einzigartige Dokumente gibt es ja. Sie wurden mir in den letzten 10 Jahren meiner Arbeit immer wichtiger: Lessings „Nathan“, Goethes „West-östlichen Divan“, Heines andalusische Dichtungen, Rückerts Koran-Übertragungen, Hesses „Siddhartha“, Rilkes „Buddha“-Gedichte, Brechts Auseinandersetzung mit China, Jüdische und islamische Autorinnen und Autoren der Gegenwartsliteratur nicht zu vergessen, deren Werk mir wichtig wurde: *Elie Wiesel, Amoz Oz und Philip Roth,; Nagib Machfus , Dzevad Karahasan und Assia Djebar*.

Zur„Weltliteratur“ aber gehört auch, dass Schriftsteller als internationale Gemeinschaft **„Weltöffentlichkeit“** herstellen und so mit ihren Mitteln Welt-

Verantwortung wahrnehmen können: zum Beispiel dort, wo elementare Menschenrechte verweigert und die Menschenwürde mit Füßen getreten wird. Was heute im demokratischen Europa gegeben, ist in China sowie in manchen Ländern Asiens und Afrikas alles andere als selbstverständlich. *Wole Soyinka* und *Chinua Achebe*, beide aus Nigeria, der eine Nobel- der andere Friedenspreisträger, können nicht in ihrer Heimat leben. *Ohan Pamuk* wird in der Türkei vor Gericht zitiert wegen einer Äußerung zur Armenierfrage. *Salman Rusdie* in London und *Magib Machfus* in Kairo werden von Islamisten mit dem Tode bedroht. Die bedeutenden persischen Dichter der Gegenwartsliteratur leben entweder im Exil oder unter Zensur. Wer als Dichter ernst nimmt, was *Thomas Mann* „Weltgewissen“ genannt hat, riskiert vielfach noch seine Existenz, wenn nicht gar sein Leben. „Writers in Prison“ kann die entsprechenden Geschichten dazu liefern, ein 1960 gegründetes Komitee des PEN-International. Dessen Ethos ist seit 1921 in einer Charter von fünf knappen Abschnitten niedergelegt. Sie enthält Grundethos des Schriftstellers, das nationen- und kulturenübergreifend gilt: das Ethos der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der Solidarität und Freiheit. Dem weiter nachzugehen und es mit heutigen Diskursen um ein Menschheitsethos zu verknüpfen, reizt mich als eine Aufgabe für die Zukunft.

Denn es ist dasselbe ungeteilte Ethos, ob man sich im Geiste Herbert Haags für Menschen- und Christenrechte in der Kirche eintritt oder wie Hans Küng sich einsetzt für die Bewusstmachung, Verbreitung und Durchsetzung globaler ethischer Standards, getragen von religiösen und nichtreligiösen Menschen oder für die Freiheit des Wortes und des Schreibens. Überall geht es im Wissen um politische Machthaber und institutionelle Machtstrukturen um den Einsatz für dasselbe **Ethos der Humanität**. Ein Preis „für die Freiheit“ in der Kirche macht also gerade für diejenigen Sinn, die sich als Schriftsteller, Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler von Ethos der Literatur bewegen lassen. Ich danke der Herbert-Haag-Stiftung für diesen Preis.